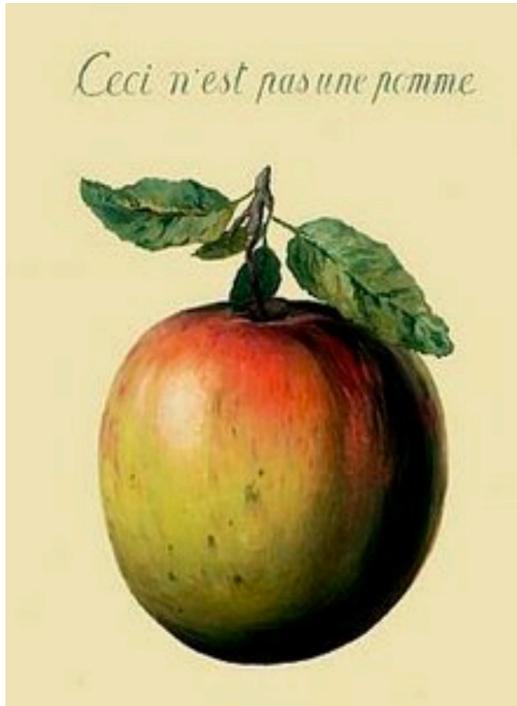


»RUMPELSTILZCHEN« oder: VOM NENNEN



René Magritte 1964
Dies ist kein Apfel

Der folgenden Interpretation liegt die Fassung des Märchens »Rumpelstilzchen« der Brüder Grimm von 1850 zu Grunde¹. Die Interpretation ist textimmanent, d.h. es werden keine Ausgriffe auf irgendwelche der zahlreichen anderen Versionen des Märchens² unternommen. Es ist ferner der Anspruch der Interpretation, ohne Hinzufügungen und Weglassungen von Textteilen eine konsistente, mit dem Text übereinstimmende Deutung vorzulegen. Unter Interpretation wird die Überführung der Aussagen des (literarischen, künstlerischen) Textes in eine beschreibende Begrifflichkeit verstanden. Der Zweck der Interpretation ist das vertiefte Verständnis zum Gewinn transferfähiger, im Text metaphorisch, symbolisch (im Märchen oft: archetypisch) und exemplarisch niedergelegter Erkenntnisse durch die Vernetzung der Textoberfläche mit ihrer Rekonstruktion im Begriff. Dem liegt u.a. die These zu

Grunde, dass das Märchen eine Aussage hat (und nicht etwa ein Scherbenhaufen eklektischer Aussagenfragmente ist) und dass es *eine* (Grund-)Aussage hat (und nicht beliebig viele nach gusto des Lesers, Hörers oder Interpreten). Zwar sind verschiedene Annäherungen an die Aussage des Märchens möglich und ist die Aussage in Tiefe, Abstraktionsgrad und Stoßrichtung unterschiedlich fassbar aber die entsprechenden Entscheidungen des Interpretieren bedürfen an den Verzweigungsstellen der Abstraktionsprozesse der Offenlegung und Begründung. Ich gehe daher davon aus, dass es zwar mehrere richtige, vor allem aber beliebig viele eindeutig falsche Interpretationen (gerade dieses Märchens) gibt.

Zunächst soll die Frage beantwortet werden: Was ist ein Märchen? Märchen sind eine eigentümliche Gattung der Sprache: weder Text noch Diskurs. Märchen sind eine Mischform beider, nämlich mündliche Texte. Mündlich sind Märchen, weil sie über die Zeiten mündlich tradiert, abgeschliffen, angepasst sind; mündlich auch, weil sie weder zum Kanon der kirchlichen Texte gehören, noch Eigentum weltlicher Autoren sind. Märchen haben, im Gegensatz etwa zu Fabeln, keinen Verfasser. Märchen sind aber Texte, weil sie zur Gattung der *situationsentbundenen Rede* gehören, d.h. dass die Kopräsenz des Hörers im Rede- und Erzählraum nicht konstituierend in Form oder Inhalt des Märchens

1 Brüder Grimm (1864) Kinder- und Hausmärchen. München: Winkler

2 vgl. Röhrich, Lutz: Rumpelstilzchen. In: Märchenanalysen. Stuttgart:Reclam 1977 (123-155).

eingeht. Es ist egal, ob ein Märchen heute, morgen oder in fünf Jahren erzählt wird, ob im Norden oder Süden des Landes, ob Kinder oder Greise zuhören, ob der Erzähler hungrig oder satt ist, wir erhalten im wesentlichen dieselbe Fassung, denselben Text.

Was bedeutet die Qualität, mündlicher Text zu sein, für die Interpretation? Eine härtere Prüfung für ein Sprachgebilde, als die mündliche Überlieferung ist schwerlich vorstellbar: Alles, was irgendwie verzichtbar ist, geht im Lauf der Überlieferung verloren; alles, was nicht herausragende Bedeutung hat, wird eingeebnet. Umgekehrt: Alles was da übrig bleibt, muss ernst genommen werden, nichts darf weggelassen werden. Wenn ein Text über die Jahrhunderte überliefert wird, muss er einen wichtigen *Zweck* erfüllen.

Könnte 'Unterhaltung' im Sinne von 'entertainment' ein solcher Zweck sein? Abgesehen davon, dass Unterhaltung ein vergleichsweise junges Phänomen ist, das sich z.B. mit dem Begriff der modernen Industriegesellschaft verbindet, gab es natürlich auch zu den Zeiten, als Märchen noch eine wichtigere Rolle spielten, Unterhaltung, z.B. auf den jahreszeitlichen Festen und Feiern, gab es Tratsch und Klatsch. Märchen aber haben eine andere, viel tiefer gehende, elementarere Funktion: Märchen enthalten unverzichtbare Lebensweisheiten; Märchen setzen die Folgegeneration in Stand, in einer Welt zu überleben, die so ist, wie sie ist. (Ich hoffe, mit dem Folgenden einen Beleg für diese These zu geben.) Während die von manchen als märchenähnlich angesehene Fabel nichts anderes ist, als die illustrierende Verkleidung und Unterschiebung einer Moral zum Zwecke der Belehrung von oben nach unten, hat das Märchen keinerlei pädagogischen Anspruch³. Fabeln sind verzichtbar, Märchen sind lebenswichtig.

Machen wir uns also auf die Suche nach der in »Rumpelstilzchen« niedergelegten Lebensweisheit:

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, dass er mit dem König zu sprechen kam, und, um sich ein Ansehen zu geben, sagte er zu ihm: "Ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen." Der König sprach zum Müller: "Das ist eine Kunst, die mir wohl gefällt, wenn deine Tochter so geschickt ist, wie du sagst, so bring sie morgen in mein Schloss, da will ich sie auf die Probe stellen." Als nun das Mädchen zu ihm gebracht ward, führte er es in eine Kammer, die ganz voll Stroh lag, gab ihr Rad und Haspel, und sprach: "Jetzt mache dich an die Arbeit, und wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so musst du sterben." Darauf schloss er die Kammer selbst zu, und sie blieb allein darin.

Mit der für Märchen kennzeichnenden ungeheuren Geschwindigkeit werden wir mitten ins Problem geführt. Mancher Roman verbraucht bis zur vollen Entfaltung seiner Problematik nicht wie hier einen Absatz, sondern ein Zifaches an Seiten. Jedes Problem entwickelt sich aus einer bestimmten Konstellation heraus und führt im Falle seiner Lösung zu deren Änderung. Welches sind die Elemente der Konstellation im vorliegenden Fall? Wir lernen die Figuren des Märchens kennen, von denen zwei, nämlich armer Müller und mächtiger König jedoch gesichtslos bleiben. Ihre Entwicklung wird nicht

3 vgl. Bettelheim, Bruno: (1975) Kinder brauchen Märchen. München: dtv 1980

verfolgt, das Märchen erzählt nicht davon, wie ein Vater aus Ehrgeiz Leben und Glück seiner Tochter aufs Spiel setzt und was mit einem solchen Vater geschieht oder geschehen soll⁴.

Das Märchen problematisiert genausowenig die Eigenschaften eines Königs, der goldgierig, unehrlich, liebesunfähig und zu jeder Grausamkeit bereit ist. Das Märchen interessiert sich überhaupt nicht dafür, was hier Männer mit einer Frau anstellen, es ist kein feministisches Lehrstück. König und Vater sind Figuren, deren Zweck damit erfüllt ist, die Müllerstochter, um die es geht, möglichst schnell und zielstrebig in die Situation zu versetzen, aus der heraus sich die Problematik des Märchens entfaltet. Dafür ist es notwendig, dass es z.B. keine Möglichkeit des Widerspruchs gegen das Ansinnen gibt, die Tochter auf die Probe zu stellen. Das wäre etwa mit dem bäuerlichen Nachbarn des Müllers nicht möglich gewesen. Und dass Väter sich mit der Schönheit ihrer Töchter brüsten und dabei über die Stränge schlagen, ist zumindest plausibel. Ob der Müller eine Berechtigung zu seiner Angeberei hat, spielt keine Rolle. Keine Rolle spielt auch, ob oder wie es dem Mädchen möglich wäre, sich durch Abrede der ihm zugesprochenen Fähigkeiten und Richtigstellung aus der Affaire zu ziehen: Gegen das Machtwort eines Königs ist kein Kraut gewachsen. Die Müllerstochter ist die Hauptperson des Märchens: an ihr entfaltet sich die Problematik, ihr stehen die Wandlungen bevor, um die es geht. Von Belang ist einzig, dass die Müllerstochter (irgendwie glaubhaft) in die Situation gerät, mit der die eigentliche Handlung beginnt. Welches sind die Kennzeichen dieser Situation? Zunächst, dass das Mädchen ohne eigenes Zutun, unverschuldet, hineingerät. Ferner, dass es sich um eine Zwangslage handelt, bei der es für sie um Leben oder Tod geht. Welcher Art ist nun diese Zwangssituation?

Da saß nun die arme Müllerstochter und wußte um ihr Leben keinen Rat: Sie verstand gar nichts davon, wie man Stroh zu Gold spinnen konnte, und ihre Angst ward immer größer, dass sie endlich zu weinen anfing.

Durchgehend und eindeutig wird im Text die Zwangslage der Müllerstochter mit *verba sapiendi* (» ...*wußte keinen Rat* ..., ...*verstand gar nichts davon* ..., ...*verstehe das nicht*.«) gekennzeichnet. Es handelt sich also um eine wissensmäßig vermittelte Zwangssituation. Die Konstellation, aus der heraus sich das Märchen entfaltet, besteht darin, dass davon erzählt wird, was passieren kann, wenn eine Person ohne eigene Schuld in eine Zwangslage auf Leben und Tod kommt, die darin besteht, dass sie etwas tun soll, was sie nicht kann, weil sie nicht weiß, wie es geht.

Ausgehend von dieser Deutung erschließt sich uns auch ohne weitere Bemühungen die Symbolik des Stroh-zu-Gold-Spinnens: Stroh-zu-Gold-Spinnen ist unmöglich. Das Unmögliche, was die Person durch ihr Tun bewirken soll, würde ihr Leben retten, ist also von äußerstem Wert für sie, ist wie Gold. Das, was die Person tun kann, ist in Hinsicht auf

4 Damit soll nicht gesagt sein, dass es zu einer Vater-Tochter-Beziehung, bei der es als selbstverständlich präsentiert wird, dass die Armut des Vaters durch die Schönheit der Tochter kompensiert wird (» ...*aber* er hatte eine schöne Tochter...«) nicht dieses oder jenes anzumerken gäbe, doch ist diese Beziehung nicht Gegenstand des Märchens.

ihre Rettung völlig wertlos, ist wie Stroh⁵. Entscheidend ist aber, dass diese Unmöglichkeit keine objektive ist, sondern sich als Nach-Außen-Setzung der inneren Gegebenheiten der Müllerstochter ergibt. Die Metapher des Stroh-zu-Gold-Spinnens verdeutlicht uns an dieser Stelle die innere, logische *Erzählperspektive* des Märchens. Das Geschehen ist die Sichtweise der Müllerstochter, wird aber nicht als solche vorgestellt, sondern ist auktorial aus der distanzierten Sicht des Erzählers beschrieben. Dabei ist entscheidend, dass es weder der Müllerstochter, noch dem Märchenhörer ohne weiteres bewusst ist, dass das Märchen die innere Wirklichkeit der Hauptperson nach außen setzt. Die Erkenntnis des Spannungsfeldes zwischen der auktorialen Oberfläche und der die innere Sichtweise der Müllerstochter projizierenden Tiefenstruktur des Textes ist bereits ein erheblicher Schritt zur Lösung der Problematik, zum Verständnis des Märchens.

Nun, welche Möglichkeiten bleiben unserer Hauptperson in ihrer misslichen Lage? Schauen wir, was das Märchen dazu zu sagen hat:

Da ging auf einmal die Türe auf, und es trat ein kleines Männchen herein und sprach: "Guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weint sie so sehr?" "Ach," antwortete das Mädchen, "ich soll Stroh zu Gold spinnen und verstehe das nicht." Sprach das Männchen: "Was gibst du mir, wenn ich dir's spinne?" "Mein Halsband," sagte das Mädchen.

Hier tritt das Rumpelstilzchen in Aktion. Es wird anonym als »kleines Männchen« eingeführt; seine Beschreibung ist kärglich und steht so gar nicht in nachvollziehbarem Verhältnis zu den ausufernden, fantastischen und teilweise absurden bis peinlichen Deutungen seiner Figur durch eine Anzahl von Märcheninterpreten⁶. Wir müssen festhalten: Rumpelstilzchen ist kein Mensch; kein Mensch könnte in die gutverschlossene Kammer eindringen usw.; es ist weder gut noch böse, weder Mann noch Frau. Wir müssen Rumpelstilzchen von der Müllerstochter her erfassen. Diese ist in ihrer Not natürlich nicht wählerisch und greift zu jedem Mittel, um ihr Leben zu retten. Gehen wir zu unserer Analyse ihrer Situation zurück, so haben wir uns zu fragen, wie kann eine Person sich aus einer wissensmäßig vermittelten Zwangslage befreien? Nun, sie kann sich helfen lassen, irgendjemanden gibt es immer, der über das erforderliche Wissen verfügt. Vergessen wir nicht, dass die Aufgabe nur aus der Sicht der Müllerstochter so ganz und gar unmöglich ist⁷. Dem Männchen, das sich offenbar darauf versteht, geht sie ohne jede Schwierigkeit

5 Wenn man will, kann man zwischen beiden Zuständen die Verbindung sehen, dass Wertloses wie Wertvolles sozusagen Aggregatzustände ein und desselben Rohstoffs sind, möglicherweise ausgedrückt durch die farbliche Ähnlichkeit von Stroh und Gold; doch brauchen wir diese etwas gewagte Auslegung nicht für die Verfolgung unserer Interpretation.

6 Es scheint ein unausrottbares Credo der Vulgärpsychoanalyse zu sein, alles, was höher ist als breit (schrumpel!, Stilzchen! ≈ Stelzen ≈ Steif-Sein!) unverzagt als Phallussymbol zu deuten: vgl. Wittgenstein, Graf Ottokar. Märchen - Träume - Schicksale. Düsseldorf u. Köln 1965: "Der König kennt, ebenso wie der Müller, das kleine Männlein (wie kommt Wittgenstein denn darauf? R. v. K.). Die beiden Männer sind einmal Kinder gewesen. Sie waren Buben und kennen viele Bezeichnungen und Namen, die sie einmal dem Männchen gegeben haben, das auf einem Bein in dem dunklen Wald herumspringt."

7 Wer jemals versucht hat, ein auf keinerlei ermunternde Schläge ans Chassis mehr reagierendes elektronisches Gerät selbst zu reparieren, wird die Problematik des Sich-nicht-darauf-Verstehens wiedererkennen. Kaum mit dem wertlosen Knäuel von Drähten und Platinen

von der Hand:

Das Männchen nahm das Halsband, setzte sich vor das Rädchen, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war die Spule voll. Dann steckte es eine andere auf und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war auch die zweite voll: und so gings fort bis zum Morgen, da war alles Stroh versponnen, und alle Spulen waren voll Gold.

Mit dem Sich-Helfen-Lassen hat es allerdings eine eigene Bewandtnis: Zunächst ist festzuhalten, dass die Hilfe nicht umsonst ist. Der Lohn des Männchens steht allerdings in merkwürdigem Missverhältnis zur erbrachten Leistung. Es scheint keinen Sinn zu machen, dass die Dienste eines Männchens, das Stroh zu Gold spinnen kann, für den Gegenwert des Halsbandes einer armen Müllerstochter zu haben sind. Eine erste Erklärung finden wir in Anwendung unserer obigen Entschlüsselung der Stroh-zu-Gold-Metapher: Das, was für die Müllerstochter Gold ist, muss für das Männchen nicht ebenfalls das Schwierigste und Wertvollste sein, sondern ist, wie sich zeigt, eine der leichteren Übungen.

Worin besteht diese Übung? Wir wissen es nicht, noch nicht. Was mag Besonderes an diesem Halsband sein, das es zum Äquivalent der Dienstleistung qualifiziert? Nun, ein Halsband stellt in erster Linie einen immateriellen Wert dar, es könnte ein Amulett sein, ein Andenken oder Erbstück, auf jeden Fall ist es das Band zu etwas so Liebem, Wichtigem, dass es die Müllerstochter immer auf dem schönen Herzen trägt. Von diesem Stück ihrer Persönlichkeit muss sie sich nicht nur trennen, sondern sie muss dieses Stück ihrer Individualität an die fremde, helfende Macht ausliefern. Wahrlich kein unangemessener Preis für eine Nachtschicht Mechanik. Aber es kommt noch schlimmer für die arme Müllerstochter:

Bei Sonnenaufgang kam schon der König, und als er das Gold erblickte, staunte er und freute sich, aber sein Herz ward nur noch goldgieriger. Er ließ die Müllerstochter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer war, und befahl ihr, das auch in einer Nacht zu spinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen und weinte, da ging abermals die Türe auf, und das kleine Männchen erschien und sprach: "Was gibst du mir, wenn ich dir das Stroh zu Gold spinne?" "Meinen Ring von dem Finger," antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den Ring, fing wieder an zu schnurren mit dem Rade und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold gesponnen.

Die Dynamik des Sich-Helfen-Lassens entfaltet sich: Die Aufgaben gehen weiter, und sie haben die vertrackte Eigenschaft, nicht leichter, sondern schwerer zu werden. Wie kommt das? Bewältigen wir ein Problem, das uns das Äußerste abverlangt, so finden wir zu guter Letzt nicht nur das Problem gelöst, sondern auch uns selbst verändert: Stärker, geschickter, erfahrener, wissender geworden. Resignieren wir jedoch vor dem ersten Problem und liefern uns fremder Hilfe aus, so bleibt dieser Wachstumsprozess nicht nur aus, sondern

beim Elektronik-Fachmann eingetroffen, wird unter Beschwörungsformeln etwa ein bunt geringeltes Drahtwürmchen gezogen und ersetzt und schon verwandelt sich der Schrotthaufen wieder, sagen wir in einen Computer oder Fernseher.

die Erfahrung des Scheiterns, des Nicht-Gewachsen-Seins wird ihrerseits zum Bestandteil unserer Persönlichkeit und stellt uns auch einem sich unvermindert wiederholenden Problem nicht mehr als gleiche, sondern geschwächt gegenüber. Mit anderen Worten: Die Strohkammern werden immer größer. Entsprechend steht es mit der Hilfe. Die Müllerstochter muss sich von einem weiteren Objekt trennen, in dem sich ihr Verbundensein zu etwas Kostbarem materialisiert. Ist es ein Versprechen an einen Liebsten, das Kettenglied zu einer Tradition der Familie? Wie dem auch sei, auch dieser Träger eines inneren Reichtums und einer Anleihe auf das Glück der Zukunft geht auf den dienstbaren Geist über. dass die solcherart beschaffte Erleichterung von kurzer Dauer ist, leuchtet unmittelbar ein:

Der König freute sich über die Maßen bei dem Anblick, war aber noch immer nicht Goldes satt, sondern ließ die Müllerstochter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen und sprach: "Die musst du noch in dieser Nacht verspinnen: gelingt dir's aber, so sollst du meine Gemahlin werden." 'Wenns auch eine Müllerstochter ist,' dachte er, 'eine reichere Frau finde ich in der ganzen Welt nicht.' Als das Mädchen allein war, kam das Männlein zum dritten Mal wieder und sprach: "Was gibst du mir, wenn ich dir noch diesmal das Stroh spinne?" "Ich habe nichts mehr, das ich geben könnte," antwortete das Mädchen. "So versprich mir, wenn du Königin wirst, dein erstes Kind." 'Wer weiß, wie das noch geht,' dachte die Müllerstochter und wußte sich auch in der Not nicht anders zu helfen; sie versprach also dem Männchen, was es verlangte, und das Männchen spann dafür noch diesmal das Stroh zu Gold. Und als am Morgen der König kam und alles fand, wie er gewünscht hatte, so hielt er Hochzeit mit ihr, und die schöne Müllerstochter ward eine Königin.

Zunächst scheint das Vorgehen der Müllerstochter vom Erfolg buchstäblich gekrönt zu werden. Nach außen hin tritt der Unterschied zwischen eigener Leistung und als eigener nur vorgegebener Leistung hinter dem erbrachten Resultat vorerst zurück. Die Illusion, es müsse doch ein Ende der Aufgaben geben, ist fester Bestandteil des ablaufenden Mechanismus der Auslieferung an fremde Hilfe. Auch ist das Herausmanövrieren aus Zwangslagen durch Aufnahme von schweren und schwersten Hypotheken auf die Zukunft gewiss nicht ein Problem, das wir in die Welt der Märchen verbannen könnten. Doch wer wollte hier den ersten Stein auf die arme Müllerstochter werfen, wo es sich um einen Tausch ungelegter Eier gegen höchste Würden handelt, der durch die nicht explizit ausgesetzte Todesdrohung obendrein aufgezwungen wird? Das Märchen von der Mutter, die böse und herzlos ihre Kinder an den Zauberer verkauft, wird anderswo erzählt. Unser Fall nimmt eine andere Wendung:

Über ein Jahr brachte sie ein schönes Kind zur Welt und dachte gar nicht mehr an das Männchen: Da trat es plötzlich in ihre Kammer und sprach: "Nun gib mir, was du versprochen hast!" Die Königin erschrak und bot dem Männchen alle Reichtümer des Königreichs an, wenn es ihr das Kind lassen wollte: aber das Männchen sprach: "Nein, etwas Lebendes ist mir lieber als alle Schätze der Welt."

Nur allzu verständlich ist es, dass die unrühmliche Vorgeschichte beim Königin-Sein so schnell vergessen wird. Wer läßt sich schon gerne an den unredlichen Erwerb einer

Qualifikation erinnern, wenn er in dem Glück des Ertrages ist, den der Erwerb der Qualifikation gebracht hat? Vorerst sieht es so aus, als sei die Menge der stellbaren Aufgaben erschöpfbar und in der Tat hat es ein Ende mit dem Stroh-zu-Gold-Spinnen. Aber es ist diesmal nur die Gnadenfrist ein wenig länger, denn der Mechanismus des Hilfe-Nehmens ist es inzwischen selbst, der lebensbedrohliche Ausmaße angenommen hat. Nach unserer bisherigen Analyse der Qualitäten von Hilfe und Lohn müssen wir kein Wort mehr verlieren, warum materielle Schätze, die nichts mit der Preisgabe von Persönlichkeitsanteilen der Königin zu tun haben, für das Männchen inakzeptabel sind. Die Dynamik des Sich-an-fremde-Hilfe-Ausliefern ist endgültig aus dem Ruder gelaufen und wird auch ganz ohne neuerliche Aufgaben zur unmittelbaren Bedrohung. Denn mit dem Einfordern der Hypothek wird der Lohn der Hilfe selbst zum Ernstfall, findet die Dynamik des Sich-Helfen-Lassens ihren Höhepunkt: Diesmal greift das Märchen für den Lohn der Hilfe zu einer Metapher, die nicht mehr gesteigert werden kann. Die Weggabe des Erstgeborenen durch die Mutter selbst zerreißt die stärkste menschliche Bindung überhaupt. Mit der nun folgenden Passage sind wir an der Spezifik, am thematischen Kern des Märchens »Rumpelstilzchen« angelangt:

Da fing die Königin so an zu jammern und zu weinen, dass das Männchen Mitleiden mit ihr hatte: "Drei Tage will ich dir Zeit lassen," sprach es, "wenn du bis dahin meinen Namen weißt, so sollst du dein Kind behalten."

Rätselhafte Wendung! Wir sind gezwungen, zwei zentrale Fragen zu beantworten. Die erste lautet: Warum *gibt* das Männchen der Königin eine Chance? Die zweite lautet: Warum gibt das Männchen der Königin *diese* Chance?

Ginge es im Märchen um die Bedeutung der Einhaltung gegebener Versprechen, so fänden wir eine gänzlich andere Wendung, wie etwa folgende:

*⁸Da ließ die Königin das Männchen von den Wachen ergreifen, in schwere Eisen schlagen und ins tiefste Verlies des Schlosses werfen. Doch als sie andern Tags erwachte, da war der Kerker leer und das Kind aus der Wiege verschwunden. Die Schatzkammern des Königs aber lagen wieder voller Stroh und die Königin ward als eine Hexe verbrannt.

Ginge es im Märchen um die Unfruchtbarkeit der Zwerge⁹, so machte ein Verzicht auf das Kind wenig und die Bedingung der Namensnennung keinerlei Sinn. Ginge es gar um die unterstellte Bösartigkeit und den angeblichen Sexualneid der Kleinwüchsigen, so möge der Leser sich selbst eine den entsprechenden Sinn tragende Fortsetzung ausdenken. Unbefriedigend sind die zahllosen tlw. weit hergeholtten Deutungen, die an dieser Stelle damit beginnen, sich den Kopf über mögliche Motive des Rumpelstilzchens, sein Wesen und seine Herkunft zu zerbrechen. Im Märchen selbst findet sich keinerlei Anhaltspunkt

8 Der Asterisk kennzeichnet das folgende als freie Erfindung des Autors.

9 Röhrich (s. Anm. 2) berichtet aus der Märchenforschung des 19. Jahrhunderts: "Man sah in den Zwergen unterdrückte Ureinwohner, Reste eines ausgestorbenen Volkes ... die kleinwüchsige Urbevölkerung hätte durch den Kinderraub ihre biologische Erbmasse verbessern und damit ihre Überlebenschance vergrößern wollen." (a.a.O. S.125)

zu solcher Spekulation. Unbefriedigend sind solche Deutungsversuche vor allem aus dem schwerwiegenden Grund, dass sie die logische Konsistenz des Märchens in ein Konglomerat von Teilaspekten und Deutungsfragmenten auflösen. Die Vertreter dieser Deutungen müssen sich danach fragen lassen, wie denn ein solches Konglomerat den Härtesten der autorenlosen mündlichen Überlieferung hätte überstehen können. Indirekt bekennen sich die Vertreter der modulartigen Partial- oder Aspektdeutung zu einem additiven Konzept, dem als Zweck der Textsorte Märchen kaum mehr als die Lieferung eines buntscheckigen Substrats für das enzyklopädische Wissen der Deuter zu Grunde liegt. Der Einfachheit halber scheint es dabei gängige Auslegungspraxis zu sein, sich der funktional-pragmatischen Kategorie des Zwecks gar nicht erst zu stellen. Das Ausgreifen auf gelehrte aber unspezifische und die funktionale Einheit des Märchens in Abrede stellende Erklärungsansätze je nach Bedarf der Schließung von Deutungslücken wird gerade dieser Textsorte in keiner Weise gerecht. Wir müssen uns dem Handeln des Männchens gegenüber derselben Verständnis- und Interpretationsschwierigkeit aussetzen, wie gegenüber der Entfaltung der Märchenhandlung insgesamt, dass das Märchen nämlich von die Entfaltung *einer* Problematik erzählt, dass das Handeln der verschiedenen Figuren ein Handeln in Ursache und Folge der Entfaltung der Problematik der Hauptfigur ist. Die Entwicklung der Problematik der Hauptfigur schlägt sich in der Entfaltung der verschiedenen Figuren nieder. Die Antwort auf unsere zwei Fragen (Warum *gibt* das Männchen der Königin eine Chance? Und: Warum gibt das Männchen der Königin *diese* Chance?) ist nicht aus jenseits des Märchens liegenden Vermutungen über Charakter und Motive des Männchens zu stellen, sondern aus dem Erfassen der Dynamik der Entfaltung der Problematik der Königin.

Wir sahen, wie sich diese Dynamik aus der Zwangssituation heraus entfaltet hat, in die eine Person gerät, wenn sie bei Strafe des Untergangs etwas tun muss, das sie nicht kann, weil sie nicht weiß, wie es geht. Wir sahen, dass das Märchen auf der Grundlage dieser Konstellation davon erzählt, wie die Person durch Inanspruchnahme fremder Hilfe der helfenden Macht immer elementarere Anteile ihres Lebensglücks ausliefern muss, bis diese Auslieferung ihrerseits zu einem Problem von Leben und Tod wird. Beide Zwangssituationen sind jedoch trotz ihrer unterschiedlichen Spezifik vom gleichen Wesen: Beide Male geht es ums Wissen, beide Male ist mit dem Nicht-Verfügen über das Wissen die Katastrophe verbunden und bedeutet das Haben des Wissens die Rettung. Der Müllerstochter ist am Handeln des Männchens die mechanische Oberfläche zugänglich, nicht aber seine wissensmäßigen Zusammenhänge. So bildet sich in der Sichtweise des Nichtwissenden das Know-How des Wissenden blank als Zauberei ab. Wenn aber die Notlage der Königin/Müllerstochter eine wissensmäßig vermittelte ist, dann ist die Befreiung aus dieser Notlage das Verfügen über das Wissen. Beschafft sich der Nichtwissende das Wissen, so befreit er sich aus der Abhängigkeit. Dies ist der Grund dafür, warum das Männchen der Königin eine Chance geben *muss*, ob es will oder nicht.

Im Märchen ist die Angabe des Grundes für das Einräumen der Chance («Da fing die Königin so an zu jammern und zu weinen, dass das Männchen Mitleiden mit ihr hatte») ebenso karg wie wenig überzeugend. Jammern und Wehklagen machen es zwar im allgemeinen plausibel, dass »Mitleiden« erzeugt wird, erklären aber keineswegs im besonderen, warum das Männchen, ganz im Gegensatz zu seinem bisherigen Auftreten,

nun auf den ihm versprochenen, also zustehenden Lohn verzichten sollte. Indem auf einmal von inneren Vorgängen des Rumpelstilzchens die Rede ist, scheint im Märchen selbst eine Änderung der Hauptfigur stattzufinden. Diese scheinbare Änderung lockt viele Interpreten auf die falsche Fährte der Subjektsetzung des Rumpelstilzchens, so dass sie in der Folge Spekulationen über dessen Absichten und Interessen anstellen. Mit dem »Mitleiden« wird jedoch nicht der eigentliche Grund, sondern ein lediglich plausibler genannt. Der wirkliche Grund führt direkt ins Zentrum der Märchenaussage, seine Benennung würde die Auswertung und Offenlegung derjenigen Lebensweisheit bedeuten, deren bildhafte Veranschaulichung - nicht Nennung - das Märchen ja gerade betreibt. Aus diesem Dilemma befreit sich das Märchen durch das beschriebene Plausibelmachen des Handelns des Männchens, das also auf eine Dethematisierung der eigentlichen Gründe zum gegebenen Zeitpunkt hinausläuft.

Wäre das Märchen eine Fabel, so fänden wir an dieser Stelle den erhobenen Zeigefinger etwa des Inhalts: *»Ist die Reue tief genug, so ist es für die Umkehr nie zu spät«. Da der vorliegende Mechanismus des Verlierens und Wiedergewinnens der Freiheit jedoch keineswegs trivial ist, haben wir keine Fabel sondern ein Märchen. Die Nicht-Trivialität, d.h. die Qualität, eine wesentliche, kostbare Erkenntnis zu sein, wird im Märchen dadurch abgebildet, dass das Verstehen der in seinem Beispiel unklar und diffus abgebildeten und wirksamen Lebensweisheit genauso schwer ist wie ihre erfolgreiche Durchsetzung, dass zwischen dem Erwerb und der Anwendbarkeit der Lebensweisheit eine - gerade dem Sujet des Wissens - adäquate Korrelation besteht.

Wenn es bei dem Wiedergewinn von Freiheit und Lebensglück um Wissen geht, welche Spezifik weist das einschlägige Wissen auf? Schauen wir uns an, was das Märchen dazu zu sagen hat:

Nun besann sich die Königin die ganze Nacht über auf alle Namen, die sie jemals gehört hatte, und schickte einen Boten über Land, der sollte sich erkundigen weit und breit, was es sonst noch für Namen gäbe. Als am anderen Tag das Männchen kam, fing sie an mit Kaspar, Melchior, Balzer und sagte alle Namen, die sie wußte, nach der Reihe her, aber bei jedem sprach das Männlein: "So heiß ich nicht." Den zweiten Tag ließ sie in der Nachbarschaft herumfragen, wie die Leute da genannt würden, und sagte dem Männlein die ungewöhnlichsten und seltsamsten Namen vor: "Heißt du vielleicht Rippenbiest oder Hammelswade oder Schnürbein?" Aber es antwortete immer: "So heiß ich nicht." Den dritten Tag kam der Bote wieder zurück und erzählte: "Neue Namen habe ich keinen einzigen finden können, aber wie ich an einen hohen Berg um die Waldecke kam, wo Fuchs und Has sich gute Nacht sagen, so sah ich da ein kleines Haus, und vor dem Haus brannte ein Feuer, und um das Feuer sprang ein gar zu lächerliches Männchen, hüpfte auf einem Bein und schrie: 'Heute back ich, morgen brau ich, übermorgen hol ich der Königin ihr Kind; Ach, wie gut, dass niemand weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß!'"

Angelegentlich der Frage der Namensnennung wiederholt sich in den mir vorliegenden Deutungen das oben bereits beschriebene Spiel der enzyklopädischen Ausbreitung von diesem oder jenem, was die Wissenschaft zum Thema Name und Namenszauber über die

Zeiten zusammengetragen hat. Das geht von der (typisch männlichen) Verleugnung der Übernahme der Verantwortung für die Folgen eines ergaunerten Schäferstündchens über die Rituale des Exorzismus bis tief in die germanische Mythologie der Alben und Zwerge und soll hier nicht weiter erläutert werden.

Wir müssen in unserer Interpretation keinen solchen Ausgriff vornehmen, sondern können in Fortführung der Logik der Entwicklung der durch Unwissen erzeugten und durch Wissen sich auflösenden Abhängigkeit den Kern der Märchenaussage ergänzen:

»Rumpelstilzchen« erzählt von der ungeheuren Bedeutung des *Benennens* für die Befreiung aus den Zwangslagen des Unwissens.

Wieder klärt sich das Geschehen, wenn wir in Rechnung stellen, dass die Textoberfläche des Märchens die Version der Sichtweise der Müllerstochter-Königin nach außen setzt. Was ist das Geheimnis des Namens »Rumpelstilzchen«? Ganz einfach - es ist ein Name, den es gar nicht gibt. So wie es für die Müllerstochter das Wissen nicht gibt, mit dem sie das Stroh zu Gold machen kann, so ist der Name dieses Wissens ein Name, den es *für sie* nicht gibt. An dieser Stelle müssen wir einige grundlegende Gedanken über die nennenden Wörter anstellen:

Der Name ruft die Vorstellung des Benannten auf. Der Terminus, das (Fach-) Wort, steht für die Vorstellung vom Wesen des Sachverhalts, steht für den Begriff¹⁰. Verfügt man über den Begriff, wird der Sachverhalt beherrschbar, statt dass er uns beherrscht. Um diese mit dem Nennen gegebene Zusammenführung des Sachverhalts mit seiner Beherrschbarkeit geht es in »Rumpelstilzchen« auf einer sehr elementaren Ebene. Es ist noch nicht die Ebene von Fachwort und Fachbegriff, es ist nicht mehr die Ebene des Anrufens einer bekannten Person durch ihren Eigennamen. Es ist die Schilderung der Wirkungen, die eintreffen, wenn man über das Wissen, dessen Fehlen einen in die Unfreiheit ausgeliefert hat, verfügt.

Interessanterweise gewinnt die Königin das entscheidende Wissen nicht durch eigene Anstrengung, sie muss nicht die 'Mühen des Begriffs' (Hegel) durchlaufen. Ein Bote kommt durch Zufall auf einem Gebiet, das der Nichtexistenz des Namens entsprechend jenseits aller bekannten liegt, in seinen Besitz. Das Männchen, das voller Vorfreude mit den Vorbereitungen seiner Siegesfeier (»Heute back ich, morgen brau ich«) beschäftigt ist, verrät sich selbst. Man könnte daher gegen das Gesagte einwenden, dass die Königin nach wie vor gar nicht weiß, was der Name »Rumpelstilzchen« bedeutet, dass sie nach wie vor kein Stroh zu Gold machen kann und dass die vorgelegte Deutung dem Märchen unterstellt, fälschlich von der Identität von Eigennamen, Terminus und Begriff auszugehen.

Nach Bühler¹¹ gehören die nennenden Wörter, d.h. in klassischer Terminologie die Substantive, Adjektive und Verben, zum *Symbolfeld* der Sprache. Nennend sind diese

10 Für den Elektroniker ist »Dreißigmilliohmdiode«(?) eben keine Beschwörungsformel, sondern Defizitanalyse und Reparaturanleitung.

11 Bühler, Karl 1934 Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart; New York: Fischer, 1982

Wörter, weil sie (und nur sie) sprachliche Zeichen für etwas Bezeichnetes sind. In Symbolfeldausdrücken sind, ablösbar von der Sprechsituation, Bedeutungen (im Sinne von Assoziationspotentialen) niedergelegt, die durchs Nennen aufgerufen werden. Innerhalb des Bereiches der Namenswörter, der Substantive, ist ferner eine grundsätzliche Unterscheidung zu treffen zwischen Eigennamen einerseits und Nicht-Eigennamen, allgemeinen Substantiven, andererseits. Wodurch rechtfertigt sich diese grundsätzliche Unterscheidung? Im Falle des Eigennamens muss man hinsichtlich der Zuordnung von Zeichen zu dem Bezeichneten von einem Eins-Zu-Eins-Verhältnis ausgehen: Der Eigenname steht ausschließlich für die genannte Person. Jedes andere Namenwort (etwa 'Apfel' oder 'Versprechen') steht nicht nur für das Eine, Unverwechselbare, Individuelle, sondern für die gesamte Gruppe aller Einzelfälle, die unter dem betreffenden Begriff, für den das nennende Zeichen steht, zusammengefasst sind. Der Eigenname ist in gewisser Weise noch im *Diesseits des Nennens*, im *Zeigen*, verhaftet¹². Der Eigenname ist der Archetyp des Benennens, da in ihm noch nicht der Abstraktionsprozess durchlaufen ist, der die Zuordnung aller konkret vorliegenden Einzelfälle ('dieser rote Boskop hier, jener grüne da') zu ihrem sprachlichen Zeichen ('Boskop', bzw. 'Apfel') ermöglicht. In diesem zu durchlaufenden Abstraktionsprozess für die Vernetzung des konkreten (zeigbaren) Einzelfalls mit dem zugehörigen (Ober-) Begriff liegt die Erkenntnis, die sich in der Versprachlichung mit dem sprachlichen Zeichen, dem Terminus, von Anfang an manifestiert und verbindet. Dieser (abstrahierend-konkretisierend-vernetzende) Erkenntnisprozess ist beim Eigennamen nicht zu durchlaufen. Er wird ebenfalls nicht durchlaufen, wenn bei Nicht-Eigennamen lediglich die sprachliche Oberfläche des Terminus produziert wird, ohne dass die damit verbundene Vorstellung, das geistige Konzept, aufgerufen wird. Eine solche rein terminologische Reproduktion ist etwa der Fall beim Nachplappern oder beim mechanischen Auswendiglernen.

Hinsichtlich ihrer Rettung bzw. der ihres Kindes geht es für die Königin-Müllerstochter nach der vorgelegten Deutung um das Verfügen über das befreiende Wissen, d.h. in den Kategorien des Nennens gesprochen um die Zuordnung vom Begriff zum Terminus, bzw. um die mit deren Vernetzung gegebene Erkenntnis. Was im Märchen jedoch abgebildet wird, ist der andere Fall, die Nennung des Eigennamens. muss die Deutung dann nicht in dem Sinne revidiert werden, dass es doch nicht ums Wissen, sondern um den Triumph des mit keiner weiteren Vorstellung verbundenen (Auf-) Sagens geht?

Auch dieser scheinbare Widerspruch löst sich auf, wenn wir daran festhalten, das Märchengeschehen als Abbildung der Sichtweise der Königin-Müllerstochter zu erkennen. Das Märchen erzählt nicht davon, *wie* man in Besitz des entscheidenden Wissens gerät - dazu gibt es andere Märchen¹³ - es erzählt auch nicht davon, worin das anstehende Wissen inhaltlich besteht - es ist keine Alchimistengeschichte. Das Märchen erzählt nicht mehr und nicht weniger, als was passiert, wenn man das Wissen, um das geht, *hat*. Ich sehe in der Botenepisode dementsprechend nicht mehr als ein Plausibel-Machen des Gegebenseins des Wissens, eine Korrespondenz zum Mitleiden des Männchens, das es

12 Der Eigenname geht über das Zeigen hinaus, da mit ihm, ablösbar aus der gegebenen Sprechsituation, Personen aufgerufen werden können, auch wenn sie nicht präsent sind.

13 z.B. solche, bei denen gerade da, »wo ein ungeheurer Schatz liegt, auch immer ein großer Drache« lauert (persische Weisheit).

angeblich dazu bewegt, der Königin eine Chance einzuräumen. Beide Motive sind im Märchen in Konsequenz der interessierten Sichtweise der Königin dethematisiert.

Aus den genannten Gründen macht das Märchen keinen Unterschied zwischen solchen Wörtern, die als Begriffe das Wissen bestimmter geistiger Konzepte ausdrücken und solchen Wörtern, die als Eigennamen eine Eins-Zu-Eins-Zuordnung von Personen zu ihren Namen ausdrücken. Wir können den Sachverhalt auch folgendermaßen beschreiben: Für den Nichtwissenden ist zunächst jeder Symbolfeldausdruck Eigenname. Die Überwindung des Eigennamenkonzepts ist identisch mit dem Abstraktions- und Vernetzungsprozess vieler Einzelfälle zu ihrem (Ober-) Begriff, ist identisch mit dem Erkenntnisprozess, etwas *als etwas* zu erkennen¹⁴. Es ist leicht ersichtlich, dass das Märchen unförmig würde, wenn es zusätzlich zur elementaren Bedeutung des Nennens auch noch die Unterschiede zwischen Eigennamen und Nicht-Eigennamen sowie zwischen Terminus und Begriff märchenadäquat behandeln sollte. In diesem Falle müßten z.B. die zentralen Metaphern des Stroh-zu-Gold-Spinnens, ja, des Rumpelstilzchens selbst, aufgelöst, revidiert und durch neue ersetzt werden, die die Sichtweise der nun wirklich klüger gewordenen Königin repräsentieren würden. Im Ergebnis können wir also an der Deutung eines mit dem Akt des Nennens gegebenen Erkennens festhalten, dessen befreiende Wirkung in märchengemäß archetypischer Weise zum Ausbruch kommt:

Da könnt ihr denken, wie die Königin froh war, als sie den Namen hörte, und als bald hernach das Männlein hereintrat und fragte: "Nun, Frau Königin, wie heiß ich?" fragte sie erst: "Heißest du Kunz?" "Nein." "Heißest du Heinz?" "Nein." Heißest du etwa Rumpelstilzchen?" "Das hat dir der Teufel gesagt, das hat dir der Teufel gesagt," schrie das Männlein und stieß mit dem rechten Fuß vor Zorn so tief in die Erde, dass es bis an den Leib hineinfuhr, dann packte es in seiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen und riß sich selbst mitten entzwei.

Auf dem Höhepunkt des Märchens wird, dramaturgisch durch das anfängliche Dummstellen der Königin und das In-Sicherheit-Wiegen des Männchens wohl vorbereitet und mit dem Brüder Grimm- typischen Schuss Sadismus gewürzt, die Abhängigkeit in Gestalt der schlagartigen Auflösung und Selbstvernichtung des Männchens durch den aufklärenden Wort- und Gedankenblitz in ihre Dantesche Hölle geschickt.

© 1996-11-04

14 vgl. Rehbein, Jochen 1994 Theorien, sprachwissenschaftlich betrachtet. In: Brüner, G. und Graefen, G. (Hrsg.) Texte und Diskurse. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994